

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Klaus Zeyringer

Olympische Spiele

Eine Kulturgeschichte von 1896 bis heute

Band 1: Sommer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Voraussetzungen 9

Neues Olympia und Kulturgeschichte, Bilder und Erzählungen **9** Sport und Moderne **23**
Grabungen und Idealisierungen: Altertum im 19. Jahrhundert **33**

Anfänge 41

Olympische Nachspiele seit Shakespeares Zeit **41**
Coubertin tritt auf **46** Ein Pariser Kongress:
Hellenismus in der Sorbonne **55** Hellenismus
in Hellas: Athen 1896 **62**

Mühsame Durchsetzung, bedenkliche Praktiken 82

Sportliches Durcheinander hinter Großkulisse **82**
»Close to disaster«: St. Louis 1904 **93** Rassismus als
ausgestellte Anthropologie **101** Zwischenspiele:
Ein Intermezzo als Rettung **106** Die US-Flagge
in London **112** Ein kleiner Italiener und Sherlock
Holmes beim Marathon **127**

Ideal und Realität 135

Olympischer Geist und Sieg der Superlative **135**
Zeremonie: Ritual und Symbole **147** Idealismus-
kulisse: Amateurismus **153** Bannsprüche und
Ausschlüsse **160** Völkerverbindung? **168**

Etablierung, Weltkrieg, Etablierung 175

Ein Fest für Körper und Geist: Stockholm 1912 **175**

Nach den letzten Tagen der Menschheit **185**

Stars auf dem Friedensaltar des Sports: Paris

1924 **194** Bilder in Amsterdam **211** Olympia

in Hollywood **224**

Olympischer Friede? 234

Propaganda siegt über Boykott: Berlin 1936 **234**

Diktatur und Inszenierungsmacht **248** London

1948 und das Ende der Kunstwettbewerbe **267**

Kalter Krieg im Stadion **278** Blut im Wasser **291**

Zweimal deutsch und andere Teilungskonflikte **298**

Sportkörper und Stadionmasse 310

Frauensport **310** Heroen, Heldinnen **324** »Who

are you?«: Überraschungen **334** Publikum **342**

Heilsgeschichten, Gefühlserzählungen **349**

Welt-Arena 359

Die andere Hauptstadt der Antike im neuen

Schaufenster **359** Geheimdienste unterm

Triumphbogen und die Dramaturgie des Duells **373**

Tokio 1964: Nationale Identitätsförderung **384**

Schwarze Fäuste und ein Sprung ins nächste

Jahrtausend **393** Ein Massaker, ein Kultur-

programm und Sport **404** München 1972:

The show must go on **417**

Sportmoderne, Medienmoderne, Finanzmoderne 435

Olympische Krise, sportliche Höchstleistungen **435**
Politik bis zum Boykott **447** Wie nationale
Solidarität aussieht: Seoul 1988 **466** Staats-
doping **472** Medaillen gekauft, Siege erdopt **480**
In welchem Land liegt Barcelona? **489** Gold und
Geld: »Coca-Cola-Spiele« 1996 **501**

Olympiade, die lange Zwischenzeit 515

Gigantismus 2000 521

Ein politischer Auftrag **521** Sicherheitsmanie
und Misere im Ursprungsland **528** Slogans
und Emotionen in Peking **535** Extraterritorial
in London **546** Alles Olympia: Paralympics,
Jugendspiele ... **552**

Kulturmarke und Marketing 558

Stadion-Nationalismus **558** Staat und Geld
machen: Die Herrschaften des IOC **561** Wozu
Olympia? Hamburg stimmt ab **574** Kontrolle
und Karnevalisierung **578** Zweifaches globales
Dorf **584**

Bibliographie 591

Bildnachweise 597

Register 598

VORAUSSETZUNGEN

Neues Olympia und Kulturgeschichte, Bilder und Erzählungen

Die Sonne, die Straße, der Durst. Shiso Kanaguri läuft. Kein Schatten schützt. Nur sein eigener läuft vor ihm her und bewegt sich klein auf dem Hitzebelag vor den Füßen.

Shiso muss laufen, sie haben ihn hierhergeschickt, zur Ehre Japans. Hinunter darf er nicht blicken, er würde taumeln. Er muss laufen, sie haben für ihn gesammelt. Keiner hat geahnt, dass es in Skandinavien so heiß ist.

Seine Beine machen weiter. Gewinnen wird er nicht, da sind welche vor ihm, wer und wie viele, weiß er nicht. Er muss ins Ziel kommen, für »aufgeben« hat er kein Wort. Er wird ins Stadion einbiegen, vielleicht spenden die Tribünen auf der letzten Gerade Schatten. Man wird ihm kaltes Wasser reichen, er wird sich ins kühle Gras legen, die Beine in die Höhe und ausschütteln. Er wird aufstehen und trinken, man wird ihm zu essen geben, er wird trinken, er wird im kalten Strahl der Dusche stehen.

Er läuft, die Sonne brennt. Der Mund keucht trocken. Die Häuser an den Vorgärten stehen schattig, da sitzen Leute, sie heben Gläser. Shisos Beine biegen vom Parcours ab, nur kurz, sagt sein Kopf. Die Leute sehen zu ihm auf, sie reichen ein Getränk. Shiso Kanaguri lässt sich in die Kühle nieder. Er trinkt. Sie geben ihm zu essen. Er trinkt, sein Körper streckt sich in die Liege. Shiso schließt die Augen, kurz nur, sagt sein Kopf. Er schläft ein.

So könnte sich die Szene abgespielt haben. So geht eine Erzählung von der ersten Etappe des längsten Marathonlaufs der olympischen Geschichte, sie setzt Kulturbilder in Bewegung.

Hundert Jahre später stiftet das Japanische Olympische Komitee eine Silbertafel zur Erinnerung, dass die Familie Petre in Sollentuna damals Shiso Kanaguri, der nach dem Start des Ma-

rathons sein »Bewusstsein verloren« habe, in der Not beigestanden sei. »Die Geschichte erzählte man sich in unserer Familie von Generation zu Generation«, sagt 2012 eine Urenkelin der hilfreichen Altvorderen.

Man schrieb den 14. Juli 1912, es war ein Sonntag. In Stockholm herrschte eine Hitze, wie man sie hier kaum je zuvor erlebt hatte.

Man zelebrierte das größte Sportereignis, das die Moderne hervorgebracht hat. In der schwedischen Hauptstadt fanden Olympische Spiele statt, die fünften, seit der französische Baron Pierre de Coubertin das antike Athletenerbe erneuert hatte.

Für den Erfolg der Veranstaltungen, ja der gesamten olympischen Bewegung hatte sich ein Wettkampf als wesentlich erwiesen, den man der griechischen Legende abgeschaut hatte: Vierzig Kilometer soll ein gerüsteter Bote von Marathon nach Athen gelaufen sein, dort den Sieg in der Schlacht verkündet haben, darauf tot niedergebrochen sein.

In Stockholm brach der Portugiese Francisco Lázaro auf der Strecke zusammen: heftiger Sonnenstich. Am nächsten Tag starb er. In Schweden organisierte man eine Sammlung zugunsten seiner Familie. Die großen Schlagzeilen der internationalen Presse verbreiteten die Nachricht. Dass der Tod mitläuft, bestätigt die Legende.

Wer hätte denn vorherzusehen vermocht, dass in Skandinavien die Sonne so heiß herniederbrennen könnte. Als man das Programm erstellt hatte, war es draußen kalt gewesen. Den Marathonlauf hatte man zur Mittagszeit um 13 Uhr 45 angesetzt, da war die Zielankunft am Nachmittag zu erwarten, wenn das Stadion voll sein würde.

An diesem Julisonntag maß man über dreißig Grad im Schatten. Zum Start reihten sich die Konkurrenten in weißer Kleidung auf, alle mit weißen Kappen oder weißen Tüchern auf dem Kopf. Die Mühen des längsten Laufes waren ihnen bekannt, nicht jedoch die Strapazen unter diesen Bedingungen. Die Hälfte der

achtundsechzig Athleten blieb auf der Strecke, sie wurden mit Autos ins Stadion zurückgebracht.

Lange lief Shiso Kanaguri in einem kleinen Pulk. Dann gaben die einen auf, andere konnten ihr Tempo steigern, oder wurde er langsamer? Zwischen Kilometer 25 und 30, im Vorort Sollentuna, sah sich Shiso allein auf heißer Straße.

Erstmals hatten zwei Teilnehmer aus Asien bei Olympischen Spielen, die man in Europa und den USA als Weltmeisterschaften betrachtete, gemeldet – beide Japaner, Shiso Kanaguri und ein Sprinter. Shiso war über die Marathondistanz schon eine sehr gute Zeit gelaufen, jedoch fehlte das Geld für die lange Reise. Seine Studienkollegen sammelten für ihn, dann war er achtzehn Tage unterwegs, mit dem Schiff nach Wladiwostok, weiter mit der Transsibirischen Eisenbahn. Als er in Stockholm ankam, war er erschöpft. Fast eine Woche brauchte er, um sich zu erholen.

Shiso Kanaguri lief gegen die Kilometer, er lief gegen die Hitze. Von früheren Rennen wusste er um den Durst, den musste man überwinden. Das hier jedoch war anders.

Regelmäßige Verpflegungsposten gab es damals nicht. Hinter einigen Athleten fuhren Begleiter auf dem Rad oder im Auto. Auf manchen Passagen der Strecke war zwischen zwei Kurven niemand zu sehen.

In Sollentuna lief Shiso auf ein Haus zu, im Garten saß die Familie Petre. Zwei Männer hoben volle Gläser. Er hielt an, sie boten ihm zu trinken, er ließ sich nieder und schlief ein.

Im Stadion waren die Letzten, die durchgehalten hatten, eingetroffen. Die wenigen Streckenposten und die Kampfrichter beugten sich über ihre Listen. Die Zeiten waren eingetragen, die Läufer, die aufgegeben hatten, waren vermerkt. Der Portugiese kämpfte im Krankenhaus um sein Leben. Wo aber der Japaner verblieben war, wusste keiner.

Man schickte Polizisten aus. Shiso Kanaguri kam erst am nächsten Tag – so stellt es eine Version der Geschichte dar. Eine andere erklärt, die Schande und die Scham seien dem Athleten

so überwältigend erschienen, dass er zunächst nicht nach Japan zurückkehren wollte, sich dann aber auf den Weg machte, ohne sich zuvor bei den Veranstaltern zu zeigen. Auf den Listen stehe er als »vermisst« eingetragen.

In den folgenden Jahren gewann er dreimal die nationale Meisterschaft, bei den Olympischen Spielen von Antwerpen belegte er 1920 den sechzehnten Platz, 1924 stellte er einen neuen Asienrekord auf.

In seiner Heimat Japan verstand man 1912 den Sport anders als in Europa. Um 1870 begannen die Meiji-Reformen die Gesellschaft teils nach europäischem Vorbild zu modernisieren, die Körperertüchtigung blieb allerdings vor allem den traditionellen Kampfformen vorbehalten. Ein Jahr vor den Olympischen Spielen von Stockholm war der Schwertkampf Kendo Pflichtfach an Schulen geworden. Erst zehn, zwanzig Jahre später setzte sich Sport als Element westlicher Lebensart durch und wurde moderat ins Bildungswesen eingeführt.

Beim Langstreckenlauf, meinte man anfangs in Japan, sei Schweiß ein Ausdruck zunehmender Müdigkeit. Also tranken die Athleten vor und während des Wettkampfs nicht. Trotz der Hitze hielt sich Shiso Kanaguri in Stockholm zunächst daran. Am Start hatte er die Konkurrenten mit seinen japanischen Schuhen überrascht, die vorne bei den Zehen zweigeteilt waren – der kulturelle Unterschied war für die Konkurrenten sichtbar. Die sprachordnende Differenz kam 2012 bei der Überreichung der Erinnerungstafel in Sollentuna zum Ausdruck. Deren offizielle Version bedeutete, Kanaguri könne nicht wissentlich vom Weg abgewichen sein, um seinem Durst und seiner Müdigkeit nachzugeben, da er ja »nach dem Start sein Bewusstsein verloren« habe.

Shiso Kanaguri wurde Universitätsprofessor. Als er fünfundsiebzig Jahre alt war, reiste er 1967 erneut nach Stockholm. Dort setzte er seinen Lauf von jenem Haus aus fort, wo er eingeschlafen war, und vollendete der Welt langsamsten Marathon: 54 Jahre, acht Monate, sechs Tage, fünf Stunden, zweiunddreißig

Minuten. »Es war ein langer Lauf«, sagte Shiso Kanaguri, »unterwegs heiratete ich, bekam sechs Kinder und zehn Enkel.«

Zwar stehen seit 2000 im Triathlon eineinhalb Kilometer Schwimmen, vierzig Kilometer Radfahren und zehn Kilometer Laufen auf dem Programm, aber der Marathon ist mit seiner mythischen Dimension seit 1896 der heroischste Weg zu olympischem Ruhm.

Erst 1890 – vier Jahre bevor Baron Coubertin bei einer Tagung in der Pariser Sorbonne die Erneuerung der Spiele von Olympia ausrief – hatte man mit Ausgrabungen in Marathon begonnen. Zu jener Zeit war die Legende vom Soldaten, der mit der Triumphnachricht auf den Lippen gestorben sei, wenig bekannt. Bei Herodot ist von einem Krieger zu lesen, der es in zwei Tagen von Athen nach Sparta geschafft habe, um Hilfe gegen die Perser zu holen. Bei Plutarch findet sich dann die Geschichte, ein Bote sei mit der Nachricht vom Ausgang der Schlacht bei Marathon gegen die Perser nach Athen geeilt, habe dort »nenikekamen« gerufen, »wir haben gesiegt«, und sei tot niedergestürzt.

Im Programm der ersten Olympischen Spiele der Neuzeit schrieben die Veranstalter eine Distanz von vierzig Kilometern vor: von Marathon auf der Straße, am Meer entlang, nach Athen. Wäre der legendäre Krieger, der Pheidippides geheißten haben soll, tatsächlich gelaufen, hätte er jedoch wohl den kürzesten Weg über die Hügel gewählt und höchstens 34 Kilometer zurückgelegt. Im ganzen Land verstand man 1896 diesen Wettbewerb als den unzweifelhaften – da mythisch heimischen – Höhepunkt aller Kämpfe. Folglich musste ein Grieche gewinnen, das verlangten Volk und Patriotismus. Der Kronprinz nutzte den Symbolwert und geleitete den Sieger Spyridon Louis auf den letzten Metern ins Ziel.

Mit der Distanz nahm man es in den nächsten Jahren bei den Marathon-Wiederholungen, die in vielen Ländern große Popu-

larität erlangten, nicht genau. Etwa vierzig Kilometer sollten es sein.

Die Adaptierung an die Moderne und deren Körperertüchtigung, die im Zusammenhang mit der Industrialisierung in Großbritannien ihre Ausprägung erhalten hatte, war Programm. Ob es historisch stimmte, war nicht von Bedeutung. Baron Coubertin und seine Kompagnons folgten ihrer – idealisierten, aber an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gängigen – Vorstellung von der Antike und verbanden sie mit den Praktiken, die ihnen in ihrer Zeit am fortschrittlichsten galten: Olympia mit *English Sports*.

Der Baron hatte die Spiele als Erbe der Hochkultur, der es nachzueifern galt, neu belebt und damit ein volkspädagogisches Ziel verfolgt: Man müsse eine gesunde Verbindung von Geist und Körper fördern, »mens sana in corpore sano«, um die jungen Männer besser auf ihre Aufgaben vorzubereiten. Der Marathonlauf führte dabei am wirksamsten den mythischen Sportausdruck jener Antike vor Augen, für die man sich ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Europa und Amerika so begeisterte, dass man sie als höchste Norm von Kultur und Bildung verstand.

Coubertin legte seinem Olympia ein Ideal zugrunde, auf das man sich international in der Theorie einigen konnte: ein Fest der Jugend für den Frieden und zur »Ehre der Menschheit«. Das vermochte Sinn zu stiften und das eigene Verhalten zu erhöhen. Und das bewirkte tatsächlich eine kulturelle Aufwertung der Spiele der Neuzeit, wodurch wiederum das antike Original stark an Bedeutung gewann.

Die Olympischen Spiele griffen in ihren modernen Anfängen auf die Kulturgeschichte zurück. Sie sind selbst Kulturgeschichte und zählen nun zum »Kulturerbe der Menschheit«.

Anfang der dreißiger Jahre berichtete Pierre de Coubertin von einem »hohen japanischen Beamten des Völkerbundes«, der ihm

in Genf gesagt habe: »Man kann sich nicht vorstellen, in welchem Maße die Wiedereinsetzung der Olympischen Spiele mein Land umgewandelt hat.«

Das Antreten zweier japanischer Athleten in Stockholm war ein, wenn auch noch recht kleines erstes sportliches Zeichen dafür, dass sich Japan geöffnet hatte und in die Moderne eingetreten war. Nachdem die Einladung des Internationalen Komitees eingetroffen war, gründete Kano Jigoro, der Erfinder des modernen Judo, 1911 den Großjapanischen Sportverband. Allerdings verweigerten die offiziellen Stellen der Entsendung eines heimischen Teams nach Schweden ihre Unterstützung. Das Land hatte in den Jahrzehnten zuvor den Weg zur konstitutionellen Monarchie beschritten und etwa in wesentlichen Zügen das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch übernommen. Die imperialistische Expansion verdeutlichten 1910 die offizielle Annexion des »Protektorats« Korea und der Griff nach der Mandschurei, nachdem Russland 1905 im Krieg besiegt worden war. Die Meiji-Ära, übersetzt »aufgeklärte Herrschaft«, ging am 30. Juli 1912 mit dem Tod des Tenno zu Ende.

Als Shiso Kanaguri aus Stockholm nach Hause zurückkam, herrschte ein anderer Kaiser, folglich nach japanischer Vorstellung eine andere Zeit. In dieser Taisho-Ära begann man, den Sport nach westlicher Art mit eigenen Traditionen zu verknüpfen. 1920 wurde der – darauf jeweils zu Neujahr stattfindende – Hakone Ekiden ausgetragen, ein zwei Tage dauernder Staffellauf von Tokio zum heiligen Berg Hakone und zurück. Die Idee stammte von Kanaguri, der zum wirkungsvollsten Verbreiter des bald populären Langstreckenlaufens wurde. Die Strecke, die vor dem Umkehrpunkt auf dem »Steilen Abstieg vom Himmel« bergan führte, wählten die Organisatoren wegen der historischen Orte am Weg und vor allem wegen des Symbols der mythischen kaiserlichen Herabkunft vom Himmel.

Die Politik griff sichtbar in die Stockholmer Veranstaltung ein.

Bei der Eröffnungsfeier sollten die Mannschaften erstmals hinter Schildern mit Ländernamen einmarschieren. Da protestierte Österreich gegen die Teilnahme eines Teams aus Böhmen, damals ein Teil Österreichs, und Russland gegen eines aus Finnland, das zum Zarenreich gehörte. Man fand Kompromisse; die Iren durften jedoch gar nicht unter ihrer eigenen Flagge starten. In seinen Erinnerungen hielt Baron Coubertin fest: »Die Olympischen Spiele wurden Staatsangelegenheit. Die königlichen Familien mischten sich darein und die Regierungen ebenfalls.«

Heute liefert Olympia weltweit verbreitete Signale und Symbole, damit kommt es der Vorstellung von Globalisierung entgegen. Formen und Verhalten sind wiedererkennbar, sie regen zur Nachahmung an.

Bedeutungen sind in symbolisches Gewand gekleidet, Kulturmuster in Bildern und Erzählungen ausgedrückt.

Zu den am meisten verbreiteten Fotos des 20. Jahrhunderts zählen eine Aufnahme von zwei dunkelhäutigen Athleten, die auf dem Siegespodest ihre Hände in schwarzen Handschuhen protestierend gen Himmel strecken, und eine andere von einer verummten Silhouette auf einem Balkon. Die eine stammt von Olympia 1968 in Mexico City, die andere von den Spielen 1972 in München.

Im Klima der Hochkonjunktur und des enormen Ausbaus der Massenmedien kamen ab den sechziger Jahren Bildbände über Olympia in Mode, die das Ereignis bald nach der Abschlussfeier nacherlebbar präsentierten. Sie gehören zu den frühen intensiven Bucherlebnissen vieler Heranwachsender. Nach der Spannung der Wettkämpfe wartete man gespannt darauf, das im Fernsehen Miterlebte für die Erinnerung fixiert zu finden. Auf Hochglanz wurden Bilder und Geschichten geboten, die das olympische Ideal einer friedlichen Konkurrenz und Völkerverbindung abseits der politischen Welt vermitteln.

Zum Beispiel 1968 nach den Spielen von Mexico City, die im Jahr der weltweiten Protestbewegungen stattfanden. Bei De-

monstrationen unweit des Olympiastadions, einige Tage vor der Eröffnung, waren Hunderte junge Menschen von der Polizei getötet worden. Das »Offizielle Standardwerk des Österreichischen Olympischen Komitees« erwähnt die Vorfälle und die Toten mit keinem Wort. Das Buch beginnt mit dem Satz: »Während draußen vor den Toren des Universitätsstadions von Mexiko Tausende Soldaten bereitstehen, um für Ruhe und Frieden zu sorgen« (warum sie bereitstehen müssen, wird nicht erklärt), »erfreut sich auf dem Stadionrasen eine buntgekleidete, singende und tanzende Kinderschar an ihrem monatelang vorbereiteten Auftritt«. Es ist der Kitsch des Harmoniewillens. Und die rhetorische Frage des Einleitungsteils »Alle Probleme gelöst?« kommt wieder aufs Kindliche: »Pedro ist ein Schuhputzerbub. Er besucht keine Schule und weiß gerade noch, wie alt er ist.« Jetzt aber »wurde ihm eine besondere Ehre zuteil: Er durfte ›seinen‹ Stand gleich hinter dem Eingang des olympischen Dorfes errichten.« Das weiß er zu schätzen: »Flink, fleißig und beliebt war Pedro. Er wußte, was er den ›Spielen‹ schuldig war.« Wie er habe die ganze Siebenmillionenstadt »geschuftet«, und alle Anlagen finde man nun »in eine freundliche Waldlandschaft eingebettet«. Ein Problem sei allerdings »zu einer wirklichen Sorge erwachsen«. Nein, von Politik ist nicht die Rede, nicht von den Toten. Das Problem, »vielleicht bleibt es das einzige«, ist der Verkehr in der Großstadt. Und »mit Befriedigung« stellt der offizielle Standardwerk-Autor letztlich fest, dass am Abschlusstag, »nachdem die Rekordläufer Smith und John Carlos aus dem Team ausgeschieden« waren (tatsächlich wurden sie ausgeschlossen), sich »auch jene schwarzen Athleten eines Besseren besannen, die geglaubt hatten, daß ihre phantastischen sportlichen Leistungen sie zu Demonstrationen auch neben der Laufbahn berechtigten«. Demokratie, das geht weder im Stadion noch vor dem Stadion. Man spielt Olympia, »dem olympischen Eid treu, zum Ruhme des Sports und zur Ehre des eigenen Teams«.

Die Bildbände der Kindheit und Jugend erzählen Geschichten, die vieles auslassen. Und oft stimmen sie nicht.

Bilder bleiben am stärksten im Gedächtnis. Das wissen die Planer von Eröffnungsfeiern und Abschlussfesten bei Olympia, die seit der intensiven Mediatisierung meist auf den Kitsch einer symbolträchtigen Choreographie bauen.

Das Besondere an den verbreiteten Sportbildern ist es, dass sie Emotionen sichtbar machen, die keineswegs gekünstelt wirken und die als unzweifelhaft lebensecht verstanden werden. Sie führen Sieg und Niederlage, Triumph und Enttäuschung vor Augen. Sie sind im doppelten Sinn bedeutendes Material des kollektiven Gedächtnisses: Ausdruck einer Medienmoderne, die eine Kultur starker Bilder ist.

Namen, die derart an Ereignisse geknüpft sind, können in einen allgemeinen Sprachgebrauch eingehen. So kommt es, dass man heute eine Veranstaltung des Altertums sowie eine antike Legende, die um 1890 wenig bekannt war, als gängige Bezeichnung verwendet und deren metaphorische Dimension dabei selten bedenkt: eine »olympische Leistung«, eine »Marathon-Rede«, ein »Verhandlungs-Marathon«, ein »Film-Marathon« ...
(...)